

Silke Kruse, Udo Kruse

Land und Leute in der Lüneburger Heide

So ist das hier!

Wie aus Aschenputtel ein Königskind wurde

Sie retteten die Lüneburger Heide

So sind die Leute hier

Auch sie waren hier

Fürstinnenschicksale in den Schlössern der Heide

Kein Erbarmen mit den Menschen

Alte malerische Kirchen

Auch das noch!

Und wieder ist Heideromantik „in“

Wat'n Tostand!

„Plattdüütsch snackt veel, richtig plattdüütsch snackt keeneen. Ik ok nich... Ik snack so as de Lüüd bi uns in'n Dörp snackt. Man ik weet, in de Naaverdörper snackt se anners; dor hebbt se woll desülvigen Wöör – sünd aver welk dorbi, de snackt se anners ut; un noch wieter weg, dor hebbt se sogaar ganz anner Wöör, de gifft dat bi uns nich.

Dennso aver gifft dat veel Aarten richtig Platt, denn gifft dat so veel Aarten as dat Dörper gifft. Uns Mudder segg „Keih“, un uns Vadder seggt „Kööh“; eerst na Johren hett Mudder sick mit „Kööh“ affunnen. Weer se aver in ehr Öllernhuus to Besöök, segg se wedder „Keih“. Un ehr Öllernhuus leeg acht Kilometer von uns af in desülvige Karkengemeen.“

Johann Diedrich Bellmann
Niederdeutscher Schriftsteller
1930-2006

© 2023 Udo Kruse, Silke Kruse

ISBN Softcover: 978-3-347-82969-5
ISBN Hardcover: 978-3-347-82973-2
ISBN E-Book: 978-3-347-82976-3

Verlag und Druck:
tredition GmbH, An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte sind die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autoren, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Inhalt

Wie aus Aschenputtel ein Königskind wurde	5
Leben im Althergebrachten - Raus aus grauer Städte Mauern - Die Entdeckung der Lüneburger Heide - Müden: Treffpunkt der Maler und Schriftsteller - Ein Modernisierer in weltverlorener Einsamkeit - Zivilisationsprobleme in der Heide - Justus von Liebigs moderne Mineraldüngung verändert die Heidjerwelt - Vom Rauchhaus zum modernen Bauernhaus - Die alte Eigenwüchsigkeit der Heidjer - Werner Bergengruen reist mit dem Fahrrad durchs Lüneburgische - Auch sie waren hier - Die neuerliche Sehnsucht nach der Heide	
1. Kapitel: Sie retteten die Lüneburger Heide	22
Die Geschichte eines Wandels	22
August Freudenthal schwärmt von Land und Leuten	24
Hermann Löns wird „der Dichter der Lüneburger Heide“	25
Wilhelm Bode, Bewahrer der Heide und Modernisierer	27
Alfred Toepfer verwirklicht seinen Kindheitstraum	37
2. Kapitel: So sind die Leute hier	39
Ein provokantes Denkmal für die entthronten Welfen	39
Ein Volksheld der Lüneburger Heide	40
Die legendären Schäfer der Heide	44
Die Weisheit des alten Schäfers Stöhr	46
Schäfer Ast: als Wunderheiler gepriesen, als Quacksalber belächelt	47
Ludwig Harms schickt Missionare aus der Heide in alle Welt	50
3. Kapitel: Auch sie waren hier	53
Die Heidjer misstrauen Gauß bei der Vermessung der Heide	53
Sebastian Bachs Lehrjahre in Lüneburg	55
Johann Abraham Peter Schulz: Ein Liedermann des Volkes	57
Johann Peter Eckermann schreibt Weltliteratur	50
Heinrich Heine dichtet im verschlafenen Lüneburg seine Loreley	62
4. Kapitel: Fürstinnenschicksale in den Schlössern der Heide	65
32 Jahre gnadenlose Verbannung der Prinzessin von Ahlden	66
Die dänische Königin wird nach Celle verbannt	69
Ein standesgemäßer Altersitz für eine Herzogin in Lüneburg	73
Hexenverbrennungen vor dem Alterssitz Schloss Winsen	75

5. Kapitel: Kein Erbarmen mit den Menschen	78
Der Krieg lässt zahlreiche wüste Höfe zurück	78
Hermann Löns Schilderungen im "Wehrwolf"	79
Frauen gegen Napoleon	83
Johanna Stegen - ein Lüneburger Heldenmädchen	83
„Einfache Bauernmädchen“ im Kugelhagel	85
Eleonore Prochaska kämpft in Männerkleidung	86
Heinrich der Löwe zerstört „sein Bardowick“	89
6. Kapitel: Alte malerische Kirchen in der Heide	93
Die Magdalenenkapelle in Undeloh	93
Kirchen unter dem Patronat des Gutsherrn	94
Familie Estorf stiftet Kirche für einen umgekommenen Kreuzfahrer	95
Plündernde Soldaten übersehen eine abseits stehende Gutskapelle	96
Patrone setzen sich Denkmäler für die Ewigkeit	97
Graf Capellini tarnt seine Gutskapelle	98
7. Kapitel: Auch das noch	100
Nur einen Sommer lang: Die Lüneburger Schwarmbienenzucht	101
Bismarck schwärmt vom hochprozentigen Heide-Korn aus Roggen	102
„Dann geit dat in die Bickbeern“	103
Buchweizen: Das Korn der Heide	104
Konstantinopel in der Lüneburger Heide	105
Die Bevenser retten ihren Weihnachtsgottesdienst mit ihrem Siebenstern	106
Letztes Kapitel: Und wieder ist Heideromantik „in“	109
Bildnachweis	111

Wie aus Aschenputtel ein Königskind wurde



Arnold Lyongrün: Weg in der Lüneburger Heide. Für Fremde war die Lüneburger Heide lange Zeit ein Land, das sie auf der Durchreise schnell hinter sich zu bringen suchten. Sie ärgerten sich, wenn sie auf holprigen Sandwegen nur langsam und unbequem vorwärts kamen. In dieser Stimmung schrieben etliche von ihnen nicht gerade freundlich über das Land.

Leben im Althergebrachten

Die Lüneburger Heide war über Jahrhunderte wie so manche andere Landschaft in Deutschland als Einöde verschrien. Sie war dünn besiedelt. In der weiten, von Heidekraut geprägten Landschaft lagen die kleinen Dörfer mit ihrer kleinen Feldflur wie Inseln. Bis zum nächsten Ort war es weit. Da es kaum fremde Einflüsse gab, vollzog sich das Leben weitgehend im Althergebrachten. Und da die Heidjer (so werden die Bauern in der Heide genannt) auf ihren mageren Sandböden bis zur Einführung von Justus Liebigs Kunstdünger und der Modernisierung der Landwirtschaft nur geringe Erträge erzielen konnten, mussten sie genügsam und sparsam sein. Das alles prägte sie. So waren sie unbeirrbar und zäh, seelentief und trotz alledem voll gastlicher Gesinnung.¹

Für die Fremden dagegen war die Lüneburger Heide lange ein „Land, das man auf Reisen schnell hinter sich zu bringen suchte – ein Land ohne Abwechslung und ohne landschaftlichen Reiz; sie galt als kulturlos, ja als Wildnis schlechthin.“² Das war wenig verwunderlich, weil die Fremden meistens nur auf der Durchreise waren und sich ärgerten, wenn sie auf schlechten sandigen Wegen nur langsam und unbequem vorwärts kamen und manchmal auch noch durch Rad- oder Achsenbruch zusätzlich aufgehalten wurden. In dieser Stimmung schrieben etliche von ihnen nicht gerade freundlich über das Land.



Unter qualmenden Schornsteinen und in engen Wohnungen wurde das Leben hinter so mancher „grauen Großstadtmauer“ unerträglich. (Eugen Bracht: Eisen- und Stahlwerk Hoesch, 1907)



Der Blick auf die Landschaften und damit auch auf die Lüneburger Heide wandelte sich, als die industrielle Revolution im 19. Jahrhundert viele Städte radikal veränderte. Sie wuchsen und wuchsen. Fabrik um Fabrik entstand. Die Wohnungen waren unglaublich eng und die hygienischen Verhältnisse katastrophal. So wurden die Lebensbedingungen vieler dort lebender Menschen unter qualmenden Schornsteinen und bei gewaltigem Lärm unerträglich.

Kein Wunder, dass sich viele Persönlichkeiten sowie gesellschaftliche und politische Organisationen mit der Lösung der neuen sozialen Frage beschäftigten. Etliche neue Konzepte entstanden. Reformer setzten sich dafür ein, die drohende Unbewohnbarkeit dieser Städte mittels durchdachter Stadtplanung, gezielter Infrastruktur und volksnaher Grünanlagen zu verhindern. Schrebergärten, Gartenstädte und Landkommunen entstanden. Und der legendäre Städteplaner Fritz Schumacher entwickelte und verwirklichte in Hamburg sein noch heute hoch geschätztes Volksparkkonzept.³

Heinrich Zilles Wandervögel wollten raus aus den dunklen Schatten der Urbanisierung.

Raus aus „grauer Städte Mauern“

Vor dem Hintergrund dieser „kalten Urbanisierung“ sehnten sich jetzt zudem immer mehr Menschen nach der Natur außerhalb der Städte – von weltfremden Romantikern, von den zunächst aus Schülern und Studenten bürgerlicher Herkunft bestehenden Wandervögeln bis hin zu den Naturfreunden aus der proletarischen Wanderbewegung. Ob direkt betroffen von den ernüchternden Verhältnissen oder nicht und auch unabhängig von ihrer politischen Einstellung:⁴

Sie wollten raus aus der Stadt, weg aus der Enge der rasanten Verstädterung, weg aus den dunklen Schatten der Industrialisierung. 1910 griff der gerade 21 Jahre alte Pfadfinder Hans Riedel (1889-1971, Mitglied bei den jugendbewegten sächsischen Ringpfadfindern), diese Sehnsucht in dem später äußerst populären Wanderlied „Aus grauer Städte Mauern“ auf, für das der Musiklehrer Robert Götz (1892-1978) 1920 die Melodie verfasste. Zunächst handschriftlich vervielfältigt und mündlich weitergetragen, wurde es am Lagerfeuer und auf Wanderungen gesungen.

Aus grauer Städte Mauern

Wanderlied, das vor dem Hintergrund der aufkommenden Verstädterung und der sich ausbreitenden Hinwendung zum Naturerleben entstanden ist

*Aus grauer Städte Mauern
Zieh'n wir durch Wald und Feld,
wer bleibt, der mag versauern,
wir fahren in die Welt.*

*Der Wald ist unsere Liebe,
der Himmel unser Zelt,
ob heiter oder trübe
wir fahren in die Welt.*

Der Refrain „Wir fahren in die Welt“ war sinnbildlich gemeint. „Wald und Feld“ lagen vor der Haustür. Sie waren die Welt, die es zu erwandern galt. So zogen die legendären Wandervögel mit Sang und Klang durch das Land, kampierten in Scheunen und bauten sich ihre Nester. Gitarre, kurze Hose, offenes Hemd und Wanderstab waren ihre Markenzeichen. Waren die ersten Wandelvögel noch meistens männliche Gymnasiasten, so kamen später Mädchen und Volksschüler hinzu. Alfred Toepfer (1894-1993), der legendäre Förderer der Lüneburger Heide, auf den wir noch näher eingehen werden, erinnerte sich später daran, dass ihm das Mitmachen bei den Wandervögeln einen wichtigen Ausgleich zum Berufsleben und zum Lernen unter der Woche bot, ohne damit sein eigenes bürgerliches Leben infrage zu stellen. Diese Erfahrung prägte später sein Engagement für die Lüneburger Heide.

Wir haben in der Nachkriegszeit noch etliche ältere „Wandervögel“ kennengelernt, so den noch heute in Norddeutschland populären Hamburger Lautensänger Richard Germer (1900-1993). 1920 bekam der „Mann mit der Laute“ auf der ersten Jugendtagung in Heidelberg den ersten Preis. Auch der Vater der Verfasserin war bei den Wandervögeln und hat immer wieder begeistert von den Wandervogeljahren erzählt.

Die Entdeckung der Lüneburger Heide

Kurzum: Die Probleme der modernen Großstadt hatten zur Folge, dass die Unbehrlichkeit der Lüneburger Heide mit ihren verträumten Heidedörfern auf einmal mit anderen Augen, ja romantisch verklärt gesehen wurde. Auf einmal wurde das dort einfache und naturnahe Leben hoch geschätzt. Und da die Fremden jetzt nicht mehr nur voller Ungeduld durch das Land reisten, sondern sich auch im Land aufhielten, stellten sie erstaunt fest, dass es überall sehenswerte alte Kirchen und Klöster mit faszinierenden Kostbarkeiten, uralte Hünengräber und idyllische Dörfer gab. Da passte es, dass der Heimatschriftsteller August Freudenthal (1851-1898) den ersten touristischen Führer über die Lüneburger Heide schrieb (siehe Seite 24). Und vor allem passte es, dass er Land und Leute in seinen legendären Reiseberichten mit großer Sympathie schilderte. Die Heidebewohner beschrieb er als „aufgeweckten, offenen, ehrlichen und fleißigen Menschenschlag“. Das hörten die Stadtverdrossenen natürlich gerne. Und sie kamen – vor allem auch aus dem nahen Hamburg. Altona war damals eine der am dichtesten besiedelten Großstädte in Deutschland. Da wollte man raus!

Generationen von Wanderern durchqueren seitdem Jahr für Jahr die Heide. Nach und nach kamen Maler und zeigten, wie schön es hier ist. Sie gingen meistens nicht in die Gasthöfe, sondern kamen privat unter und waren damit mitten unter den Ein-

heimischen. Die bedeutendsten Maler waren Arnold Lyongrün (1871-1935) und Eugen Bracht⁵ (1842-1921). Bracht begann um 1875, den damals kaum beachteten Landschaftstypus „Heide“ darzustellen. Bis dahin hatten sich dafür nur unbedeutende Heimatmaler interessiert. Bracht bereiste damals die Lüneburger Heide, die Insel Rügen und das Riesengebirge. Und da er dem Zug der Zeit entsprechend erfolgreich war, wagte er sich auch an großformatige Heidelandschaften von bis zu zwei Metern Breite heran.

Natürlich kamen auch die Schriftsteller. Am bekanntesten war Hermann Löns (1866-1914), den wir noch heute als Dichter der Lüneburger Heide kennen. Er machte die Heide in ganz Deutschland populär. Und er selbst wurde durch die Heide berühmt. Seine volkstümlichen Lieder wurden durch die Wandervogel-Bewegung verbreitet. 1914 schrieb er kurz vor seinem Tod die Schlussstrophe zu Hans Riedels „Aus grauer Städte Mauern“.



Zu den Malern, die jetzt kamen und zeigten, wie schön es in der Heide ist, gehörte der Landschafts- und Historienmaler sowie Hochschullehrer Eugen Bracht. Er begann um 1875 den damals wenig beachteten Landschaftstypus Heide darzustellen. Und weil er erfolgreich war, wagte er sich auch ans Großformat bis zu zwei Metern heran. (Abb.: Eugen Bracht in seinem Atelier, 1901; Foto von Hermann Boll)

Müden: Treffpunkt der Maler und Schriftsteller

Das Dorf Müden an der Örtze wurde um die Jahrhundertwende Treffpunkt von Malern und Schriftstellern, die als „Pioniere der Heide“ den Reiz der Heidelandsschaft für sich entdeckt hatten.⁶ Unter ihnen war auch der große Heimatforscher Professor Richard Linde (1860-1926), der 1904 die erste umfassende Heidebiografie schrieb und sie mit seinen Aufnahmen bebilderte. Er stellte damals euphorisch fest, dass aus dem Aschenbrödel ein Königskind geworden war.⁷

Und dieses Königskind zog mehr und mehr Verehrer an. Die Erschließung der Lüneburger Heide durch die Bahn spielte dabei eine große Rolle. So verzeichnet Richters Reiseführer „Die Lüneburger Heide“ aus dem Jahre 1910 enorm viele Eisenbahnrouten aus allen Richtungen in die Heide, verbunden mit ausführlichen Wandervorschlägen.⁸ Zwischen 1880 und 1915 wurden im nahen Hamburg nicht weniger als 150 Wandervereine gegründet.⁹ Wandern im Grünen war populär – und es war hier so populär, dass Richard Linde die Heide in seiner Heidebiografie als „hamburgischen Stadtpark“ bezeichnete.

So erfreulich diese Entwicklung auch war – sie hatte auch ihre Kehrseite: Etliche Städter begnügten sich nämlich nicht mit dem Besuch der Heide. Sie begannen, Land aufzukaufen und zu bebauen. So drohte eine Kommerzialisierung und Zerstörung dieser gerade erst entdeckten Idylle. An den schönsten Stellen der Heide entstanden mit Stacheldraht umzäunte Hütten und Häuser, davor drohende Warnungstafeln. Es ist heute kaum zu glauben, dass damals Investoren planten, im legendären Totengrund Villen und Wochenendhäuser zu bauen und auf dem Wilseder Berg – im Volksmund schlichtweg „der Berg“ genannt - ein Hotel, ja einen „Vergnügungsbau“ zu errichten. Geld dafür war ja im Kaiserreich gerade in Hamburg reichlich vorhanden.

Ein Modernisierer in weltverlorener Einsamkeit

Es war der legendäre Pastor Wilhelm Bode (1860-1927) aus Egestorf, der gegen den Ausverkauf der Heide an landhungrige Städter einen unermüdlichen Kampf führte. Wir schildern, dass er dabei nicht nur alle Hände voll zu tun hatte, sondern auch mit gezielten Verleumdungen seiner geldgierigen Gegner leben musste, die wahrscheinlich mit dazu beitragen, dass der eigenwillige Pastor letztlich sein Amt verlor. Auch so etwas gab es schon damals.

„Heidepastor in einem weltverlorenen Heidedorf – wie kann man davon so viel Rühmens machen?“ fragte Walter Brauns in seiner 1929 erschienenen Bode-Biografie „Der Heidepastor“,¹⁰ um dann ausführlich aufzuzeigen, dass dieser Mann tatsächlich auf der Höhe der Zeit der große Modernisierer in dieser „weltverlorenen Einsamkeit“ war. Wir werden sehen, dass seine Naturschutzparkvorstellungen dem in den USA mit großer Begeisterung getragenen neuen Naturschutzparkgedanken entsprachen. Als dort nämlich 1872 die Landschaft entlang dem Yellowstone River im Bundesstaat Wyoming zum ersten Nationalpark der USA erklärt wurde, wurde das als eine Pionierat der Naturschutzbewegung gesehen. Jetzt waren auch in Deutschland Pioniere gefordert.¹¹ Und die gab es. Während hier der Schutz von Landschaften bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert kaum Bedeutung hatte, wurde nun die neue Schutzidee aufgegriffen. Rolf Lüer schildert in seiner „Geschichte des Naturschutzes in der Lüneburger Heide“¹² das Auftreten engagierter Vorkämpfer für „die Landschaft“. Wilhelm Bode war einer dieser Pioniere. Wir werden uns in diesem Buch vor allem auf sein Engagement konzentrieren.



Der legendäre Heidepastor Wilhelm Bode kämpfte nicht nur gegen den Ausverkauf der Heide. Er war auch ein erfolgreicher Modernisierer in „weltverlorener Einsamkeit“.

Pionier war Wilhelm Bode auch, als er mit Bernhard Dageförde in Wilsede das noch heute bestehende Freilichtmuseum „Dat ole Huus“ (plattdeutsch für „Das alte Haus“) gründete und einrichtete. Hier waren ihnen nur die Skandinavier etwas voraus, die bestrebt waren, Zeugnisse aus vorindustrieller Zeit in alltagsnaher Darstellung zu

retten. Deren Freilichtmuseum Skansen, das Ausgangspunkt für alle europäischen Freilichtmuseen war, war 1891 in Stockholm gegründet worden. Und in Deutschland? Auch hier wurde es vor dem Hintergrund des tiefgreifenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels höchste Zeit, die „Welt von gestern“ ebenfalls museal zu bewahren und zu dokumentieren. Das 1907 fertiggestellte „ole Huus“ war eines der ersten Freilichtmuseen in Deutschland, und es war viel mehr als die klassischen Heimatmuseen mit ihren nüchternen Vitrinensammlungen. Auch das werden wir uns näher ansehen.

Und dann gab es vor allem Wilhelm Bodes vielfältige genossenschaftlichen Aktivitäten, mit denen er den Anschluss der Menschen seines Kirchspiels an die rasante wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland verwirklichte. „Hilfe zur Selbsthilfe“ war seine Maxime. Auch dazu später mehr. Wir leben heute in einer Zeit, in der sich wieder einmal eine Modernisierung unserer Gesellschaft und unserer Wirtschaft vollzieht und in der wieder einmal einzelne Regionen zurückzubleiben drohen. So verzeichnen wir auf der einen Seite immer mehr Leerstände in abgelegenen Regionen und auf der anderen Seite Wohnungsnot und auch eine überforderte Infrastruktur in den Großstädten. Wir werden sehen, wie in Egestorf vor gut hundert Jahren ein gewaltiger Modernisierungsschub gelang.

Zivilisationsprobleme in der Heide

Zurück zur Heide: Dort wurden die schwärmerischen, einst herbeigewünschten Menschen bald zur Plage und zu einer Gefahr. Die bis in die Millionen steigenden Besucherzahlen waren wegen der uns heute zur Genüge geläufigen Begleiterscheinungen des Massentourismus verheerend. Unter ihnen waren – damals wie heute – nämlich immer wieder auch Besucher, die rücksichtslos Abfall und Scherben hinterließen, Pflanzen ausrissen und Abgrenzungen missachteten – was Jahrzehnte später den engagierten Naturparkförderer Alfred C. Toepfer (1894-1993) zur Weißglut treiben konnte (siehe S. 37).

Schon vor über hundert Jahren hat Hermann Löns beschrieben, welche Folgen die für die Menschen an sich so wichtige Heidetouristik hat. So hat er 1910 darauf hingewiesen, dass die Heide von zahllosen Besuchern „überrannt und breitgestampft“ wird: „Heidhungrig“ und heißhungrig nach Blumen und Sonne reißen sie bündelweise das blühende Heidekraut aus und hinterlassen Papierfetzen und Flaschenscherben. Zivilisationsmüll! Das allerdings waren nicht die wohl geschätzten Wanderer aus Hamburg, Bremen und Hannover.¹³

Dabei war das alles noch weit entfernt von den Jahren, in denen der Verkehrsfunk Staus auf den Zufahrtstraßen zur Heide meldete und berittene Polizei versuchte, die Menschenpulks zu dirigieren. Auf den Wegen in der Heide ging es damals im August und September zeitweise zu wie in der Drosselgasse oder auf der Reeperbahn. Kein Wunder, dass das Alfred C. Toepfer nicht behagte. Wir haben damals die von uns geliebte Heide in den Tagen der Heideblüte weitgehend gemieden. Schließlich zeigt sie im Laufe des Jahres – so Hermann Löns – „hundert Gesichter und mehr“. So haben wir in der Heide gerne auch die trüben Novembertage mit ihren geisterhaften Wacholderbäumen im weißen Morgennebel genossen. Der Verfasser erinnert sich daran, dass in seiner Kindheit manch Lüneburger über den „Überfall der Hambur-

ger“ zur Zeit der Heideblüte geschimpft hat. Dafür waren dann im November keine Hamburger mehr in der Heide zu sehen. 1912 stellte Hermann Löns in seinen „Haidbildern“ fest: „*Ist das Heidkraut längst abgeblüht, ist das Silbergrau der trockenen Kelche zu fahlem Graugelb verwittert, dann ist die Heide vergessen, dann ist sie einsam und still; nur wenige Leute wissen, dass dann die Zeit kommt, in der sie ihr allerschönstes Kleid aus der Lade holt.*“¹⁴

Die Verfasserin erinnert sich daran, dass ihre Großmutter in den 1930er-Jahren bei einem Maler ein „typisches Heidegemälde“ bestellt hatte. Als er es dann ablieferte, war sie zunächst enttäuscht. Abgebildet waren zwar der typische Stall und einige Wachholder, aber die Heide stand nicht in Blüte. Sie war braun. Der Maler überzeugte sie dann davon, dass das die Heide ist, wie wir sie die meiste Zeit des Jahres kennen... - und lieben. Und so ist es auch. Das Gemälde hängt heute bei uns im Wohnzimmer (siehe S. 45).



Die Heide zeigt im Laufe des Jahres - so Hermann Löns - hundert Gesichter und mehr. In den trüben Novembertagen ist sie mit ihren geisterhaften Wacholderbäumen im weißlichen Morgen Nebel besonders stimmungsvoll.

So sind die Leute hier

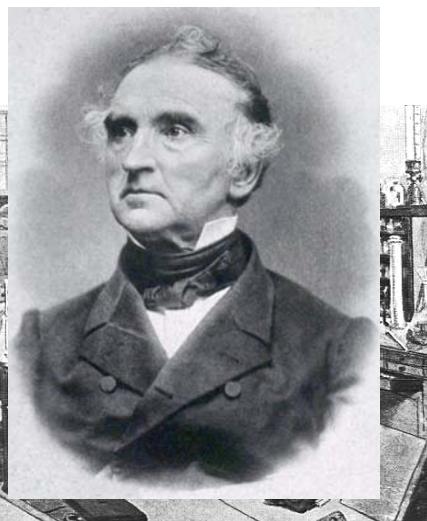
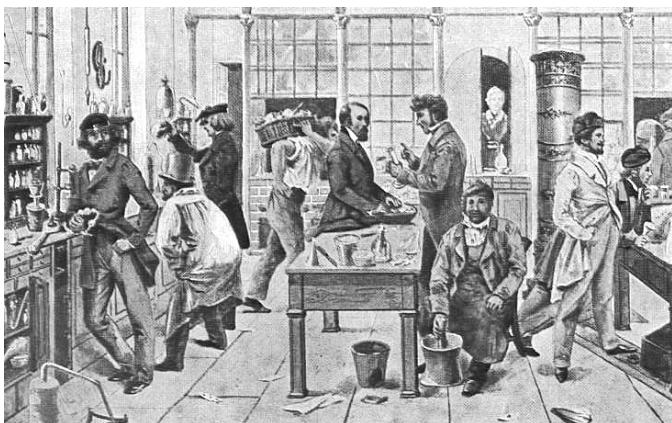
In weiteren Abschnitten schildern wir wie die Menschen hier sind. Noch Jahrzehnte nachdem die Preußen das Land zwischen Elbe und Aller annektiert und den letzten Welfenkönig abgesetzt hatten (aus dem Königreich Hannover war damit 1866 die preußische Provinz Hannover geworden), errichteten ihm Welfenanhänger in Langenrehm ein großes Denkmal. Und das war auch und gerade gegen die neuen Herren aus Preußen gerichtet. Eine Provokation! Aber so sind die Niedersachsen nun einmal.

Dann gab es den Wildschützen Hans Eidig. Er war ein Volksheld, weil er den Bauern durch seine Wilderei im Kampf gegen die Wildplage half und dabei den ungeliebten Herren auch oft ein Schnippchen schlug, indem er Gendarmen und Förster zum Narren hielt. Deshalb hing Eidigs Bild in so manchem Bauernhaus.

Es gab auch den einfachen Schäfer Stör, der die Leute bei jeder Gelegenheit mit der Redensart „Dat is Gott's Will un Gott's Wehr“ nervte. Sie haben ihm zur Erinnerung ein Holzkreuz errichtet, das seit Jahrhunderten auf dem alten Weg nach Soltau steht. Der weitaus bekannteste Schäfer war vor gut hundert Jahren der Wunderheiler „Schä-

fer Ast“ in Radbruch. Seine „Geheimrezepte“ und seine Behandlungsmethoden hatten einen legendären Ruf, und das vor allem, weil er die Sehnsucht vieler Menschen nach natürlichen Heilmitteln bediente – eine heute mehr denn je zu verzeichnende Sehnsucht. Jedenfalls reisten massenweise Patienten zu ihm nach Radbruch. Es ist kaum zu glauben, dass teilweise rund 700 Menschen an einem Tag zu ihm kamen. Die großen Zeitungen berichteten damals über ihn. Die Ratsapotheke in Winsen, die damals seine Heilmittel vertrieb, hat eine Reihe seiner damaligen Belege und auch Fotos für uns aus ihrem Archiv herausgesucht, die wir in diesem Buch abbilden. Und dann gab es den Pastor Ludwig Hermann, dessen von ihm gegründete Hermannsburger Mission Missionare in alle Welt schickte.

Justus von Liebigs moderne Mineraldüngung verändert die Heidjerwelt



Mit Justus von Liebigs neuem Kunstdünger wurde Ackerbau auf Flächen möglich, die bisher nichts hergaben. So kamen immer mehr Heideflächen unter den Pflug. Und die Heidjer produzierten jetzt gezielt für den Markt. (Justus Liebigs chemisches Laboratorium in Gießen um 1840)

Letztlich waren es die Preußen, die die Lebensbedingungen in der Heide mit ihren Reformen nachhaltig verbesserten. Eine wichtige Rolle spielte dabei, dass um 1870 der von Justus von Liebig (1803-1873) entwickelte mineralische Kunstdünger auf den Markt kam, der das bis dahin mühselige Plaggen ersetzte. Damit wurde Ackerbau auf Flächen möglich, die vorher nichts hergaben. So lohnte es sich jetzt nämlich, „die Heide“ in Äcker umzuwandeln und dort Getreide, Kartoffeln und Rüben anzubauen. Damit änderte sich dann auch die Sichtweise der Bauern. Sie lösten sich von der hergebrachten, vor allem auf die Selbstversorgung ausgerichteten Arbeitsweise und orientierten sich jetzt zunehmend am Markt: Produziert wurde, was der Markt verlangte. So kamen immer größere Heideflächen unter den Pflug. Flächen, die weniger für den Ackerbau geeignet waren, wurden im großen Maße aufgeforstet, so dass der Wald zurückkehrte¹⁵ und die Lüneburger Heide vielerorts wieder zum Lüneburger Wald wurde - so wie es hier dem Klima und den Bodenverhältnissen am besten entspricht.¹⁶ Damit hatte die Heide auch im Schatten der sich in der Forstwirtschaft durchsetzenden Kiefernaufforstung keine Chance. Und Holz wurde gut bezahlt. So wird im bereits zitierten Reiseführer „Die Lüneburger Heide“ aus dem Jahre 1910 empfohlen, die Heide jetzt zu besuchen, weil der Staat ... alljährlich neue Aufforstungen

vornimmt, „so daß nach einigen Jahrzehnten vielleicht nur noch Museen und Bilder einen Begriff von der einstigen Lüneburger Heide geben werden.“¹⁷

Kurzum: Der wirtschaftliche Ertrag wurde gesteigert durch Umwandlung in Ackerboden und durch Aufforstung. Das wiederum hatte zur Folge, dass innerhalb weniger Jahrzehnte riesige Heideflächen verschwanden – und damit der bis heute zu verzeichnende Kampf um die letzten Heideflächen begann. „Deutschland will sich den Luxus von etlichen tausend Quadratkilometern Brachlandes nicht mehr leisten“, kommentierte Emil Schaeffer diese Entwicklung.¹⁸ So war die klassische Heidewirtschaft schnell Vergangenheit. Schon 1904 stellte Richard Linde fest, dass es hier inzwischen auch etliche „gänzlich viehlose Betriebe“ gab.¹⁹



Die Optik stimmt: In vielen Heidedörfern blieb der überkommene bäuerliche Charakter erhalten. Tatsächlich aber stehen nur noch die alten Fassaden. Dahinter gibt es moderne Technik und Raumauflteilung. Klar: Wer will schon in einem Museum leben!

Bis dahin waren Heidschnucken für die Heidebauern eine wichtige Erwerbs- und Nahrungsquelle. Zu ihren Heidehöfen gehörten große Heidschnuckenherden ganz einfach dazu. Und die Heidschnuckenställe mit ihren bis zur Erde reichenden Strohdächern in der freien Heide prägten das Landschaftsbild. 1907 wurde es also höchste Zeit, dass Wilhelm Bode mit dem „olen Huus“ die Lebenssituation der Heidjer in vergangenen Tagen museal bewahrte.

Heute freuen sich die Fremden, wenn sie in den Dörfern noch viele gut erhaltene Bauernhäuser antreffen – mit dem großflächigen, weit heruntergezogenen Reet- oder Strohdach, dem großen Einfahrtstor an der Giebelseite und darüber dem Eulenloch sowie den gekreuzten Pferdeköpfen als Giebelschmuck. Die Optik stimmt: der überkommene bäuerliche Charakter blieb in vielen Heidedörfern erhalten.

Das Bauernhaus der Heide

Und doch ist von den alten Bauernhäusern kaum noch eines auch nur annähernd so erhalten, wie es einmal angelegt worden ist. Tatsächlich nämlich sehen die Fremden - so der Heimatforscher Wilhelm Kayser – letztlich nur noch die alten Fassaden.²⁰

Das niederdeutsche Hallenhaus



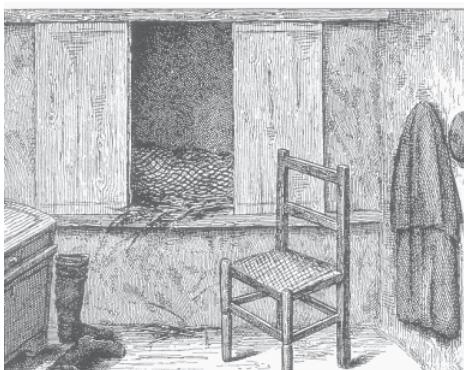
Typisch ist das große Tor an der Giebelseite, durch das es in die große Diele (Deel) ging. Und dort befand sich alles unter einem Dach: Links und rechts waren die Ställe für das Vieh und die Kammern für das Gesinde. Dahinter das Flett und schließlich die Stuben.



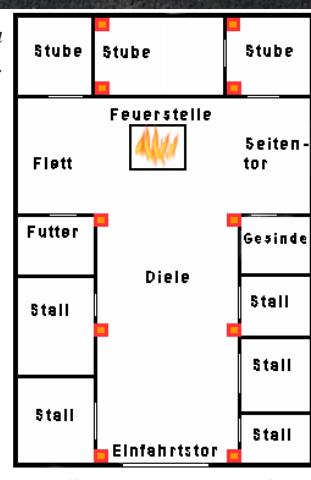
Durch das Eulenloch
zog der Rauch ab



Die offen gemauerte Feuerstelle war Licht- und Wärmequelle zugleich. Vor allem wurde auf ihr gekocht. Ihr Rauch zog langsam durch das Eulenloch am First ab. So roch es überall nach Rauch.



Weil es im Winter bitterkalt war, wurde im Schrankbett (Alkoven) geschlafen. Da war es deutlich wärmer als in freistehenden Betten.



Dahinter gibt es längst (natürlich in Abstimmung mit dem Denkmalschutz) moderne Technik und Raumaufteilung. Klar: Bäuerlich leben können die Menschen hier nur, wenn die Ausstattung mit der Zeit geht. Niemand will in einem Museum leben – so idyllisch das von weitem auch scheinen mag. Insofern ist das Beste, was den Heide-dörfern passieren kann, dass ihre alten Bauernhäuser zeitgemäß weiterentwickelt genutzt werden.

Das niederdeutsche Hallenhaus in seiner alten Aufteilung und Ausstattung dagegen kann – so wie es Wilhelm Bode gesehen hat – nur in den Freilichtmuseen bewahrt werden. Es ist ein im 13. bis 15. Jahrhundert aufgekommenes Wohnstallhaus der bäuerlichen Bevölkerung, in dem sich mit Wohnung, Stall und Erntelager alles unter einem Dach befindet. So war es bis zu seinem Niedergang im 19. Jahrhundert in der Norddeutschen Tiefebene vom Niederrhein bis nach Hinterpommern weit verbreitet. Für uns war es „das Bauernhaus der Heide“.

Typisch für dieses Bauernhaus ist das große Tor an der Giebelseite, durch das Fuhrwerke direkt in die große Diele (Deel) einfahren konnten. Dort wurde gedroschen und dort wurde auch gefeiert. Uns klingt dazu Carla Lodders „Danz up de Deel“ im Ohr. Über der Diele wurde auf dem Hausboden das Erntegut eingelagert. Häufig war dort auch die legendäre Spinnstube. Links und rechts der Diele gab es die Ställe für das Vieh und die Kammern für das Gesinde.

Das Leben spielte sich vor allem in dem hinter der Diele liegenden Flett ab, das die ganze Hausbreite einnahm. Hier wurde gemeinsam gegessen. Hier fanden die häuslichen Tätigkeiten statt. Und hier befand sich die offen gemauerte Feuerstelle. Sie war Licht- und Wärmequelle zugleich. Vor allem wurde auf ihr gekocht. Der Rauch allerdings zog nur langsam durch das Eulenloch im First des Reetdaches ab. Das wiederum wurde zur legendären Räucherung der aufgehängten Würste und Speckseiten genutzt. Allerdings schwärzte der Rauch die Balken. Und es roch überall nach Rauch. Geschätzt wurde, dass Eulen durch die Eulenlochöffnung zum Mäusefangen auf den Dachboden herein kamen.

Vom Rauchhaus zum modernen Bauernhaus

Erst als man im 19. Jahrhundert begann, die Feuerstelle mit einem Schornstein umzubauen, konnte aus dem Rauchhaus das moderne Bauernhaus werden. Nur so war hier Zukunft möglich. Überhaupt änderten sich über die Jahrhunderte die Aufteilung und auch die Funktionen des Hauses. Auch gab es regionale Ausprägungen. In diesen Häusern jedenfalls konnte man leben.

Seit dem 16. Jahrhundert folgten hinter dem Flett die verschiedenen Stuben, so die ungeheizte Schlafkammer des Bauernehepaars. Die daneben liegende „Gute Stube“ (Döns) und die Altenteilerstube waren zwar klein, dafür aber rauchfrei und vom Flett her über einen Ofen (Bilegger) beheizbar. Ansonsten war es im Haus in strengen Wintern bitterkalt – und das trotz des an sich wärmenden dicken Stroh- oder Reetdaches und der Isolierung durch Stroh und Heu auf dem Dachboden sowie des wärmeausstrahlenden Viehs. Deshalb wurde häufig in Schrankbetten geschlafen (Alkoven). In ihnen war es deutlich wärmer als in den freistehenden Betten. Aus hygienischer Sicht allerdings waren die Alkoven problematisch, weil das Stroh nur

selten gewechselt wurde und die Belüftung schlecht war. Trotzdem wurden manche noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts benutzt, und zwar überwiegend von ärmeren Bevölkerungsschichten.

In den klassischen Bauernhäusern lebten alle geregelt eng zusammen. Jeder hatte seine feste Aufgabe und auch seinen festen Platz im Haus. Das ging hin bis zur Tischordnung. Wie sollte man sich da aus dem Weg gehen? Auch dieses enge Zusammenleben prägte die Menschen hier. Darauf gehen wir in diesem Buch an verschiedenen Stellen ein.

... und daneben der Treppenspeicher

Bis weit ins 19. Jahrhundert gehörte neben dem Backhaus der Treppenspeicher zum Bauernhof. Er war geradezu charakteristisch für die Heide. Das Obergeschoss, das über eine außen angebrachte Treppe zu erreichen war, diente als vielfältiger Lagerplatz. Hier wurde das ausgedroschene Getreide, der Buchweizen, geräucherte Fleischwaren, Flachs, Garn, Leinen, Wolle, Honig, Fleisch, Speck und Kleidung aufbewahrt. Auch Geräte für die Imkerei und für das Weben stellte man im Speicher ab. Durch seine Holzbauweise war er trocken und alles war gut geschützt. Da er dicht verbohlt war, kamen auch keine Mäuse herein. Und vor allem roch es hier nicht nach Rauch! Der Speicher stand meistens quer zur Achse des Wohnhauses. So konnte er vom Flett aus gut übersehen werden.²¹ Allerdings stand er im deutlichen Abstand zum



Der Treppenspeicher mit Außentreppe war geradezu charakteristisch für die Heide. Er war trockener und gut geschützter Lagerraum. Und es roch nicht nach Rauch.

Bauernhaus. Damit sollte sichergestellt sein, dass beim Brand des Bauernhauses das Feuer nicht auf ihn überspringen konnte.

Die alte Eigenwüchsigkeit der Heidjer

Trotz des Modernisierungsschubs im 19. Jahrhundert führten die Menschen in der Lüneburger Heide weiterhin ein einfaches Leben. Sie waren Bauern, --- allerdings immer seltener noch Imker und Schäfer. Ihre Trachten waren im Gegensatz zu denen der Bauern in der gar nicht so weit entfernten reichen Marsch schlicht. Das war auf den ersten Blick zu erkennen.

Richard Linde stellte fest, dass es bei ihnen eigentlichen Bauernstolz im hässlichen Sinne wie in der Marsch nicht gab, weil ein schroffer Gegensatz zwischen arm und reich fehlte, der ein solches Empfinden leicht aufkommen lässt.²² So schildert Hans-Georg Alvermann, dass entsprechend zwischen Bauer und Knecht kein großer Standesunterschied bestand. Man aß am gleichen großen Tisch. Die Anrede war nicht „Herr“, sondern „Bauer“. Das Gesinde wurde mit Vornamen angeredet.²³

Werner Bergengruen reist mit dem Fahrrad durchs Lüneburgische

Als im Sommer 1933 der damals 41jährige Werner Bergengruen auf seiner langen Fahrt mit dem Fahrrad durch Deutschland ins Lüneburgische kam, stellte er fest, dass sich dem inzwischen weitverbreiteten Tourismus zum Trotz von der von Richard Linde geschilderten alten Eigenwüchsigkeit der Heider noch vieles erhalten hatte. In seiner 1934 veröffentlichten „Deutschen Reise“ („Mit dem Fahrrad durch Kultur und Geschichte“) schrieb er:

„Es ist ein zäher, langsamer, schwerer Schlag; der Gang scheint bestimmt vom geschlechterlangen Stapfen durch Heidesand oder Morast. Es gibt kein besseres Zeugnis für die Art einer ansässigen Bevölkerung als die Tatsache, dass sie sich von einem entwickelten Fremdenverkehr nicht hat demoralisieren lassen... Im ganzen Heidegebiet bin ich keinem einzigen Übervorteilungsversuch begegnet; hierin steht die naturgemäße Gastlichkeit dünnbesiedelter, ehemal schwer zugänglicher Gegenden noch heute in Nachwirkung.“²⁴



Werner Bergengruen schwärzte 1933 von „den Menschen hier“.

Manches Bauerngeschlecht lebte hier auf seinen Höfen länger als anderswo der Adel. Ehrich Reins hat ihre über viele Jahrhunderte gehende Geschichte in seinem Buch über die Weiler und Einzelhöfe im Naturschutzpark Lüneburger Heide akribisch dokumentiert. Der älteste Hof (Bockheber) muss danach bereits im siebten oder achten Jahrhundert vor der Zeitwende bestanden haben.²⁵

Mit den Feldsteinen, die sie in Mengen auf ihren Böden fanden, errichteten die Menschen Mauern um ihre Höfe – häufig unter schattigen alten Eichen. Feldsteine waren auch das Material ihrer Kirchen – später abgelöst vom Fachwerk. Und das alles im Gegensatz zu den prächtigen Patrizierhäusern und Kirchen im reichen Lüneburg. Stadt und Land wuchsen im Grunde genommen erst spät zusammen. Aber sie wuchsen zusammen! So waren Lüneburg und die Lüneburger Heide für den in Lüneburg geborenen Verfasser immer eine Einheit. Er fuhr in den 50er-Jahren oft von Lüneburg aus mit dem Fahrrad auf Sandwegen zu Verwandten in der Heide. In seiner Kindheit liebte er es, in alten Bauernhäusern zu „stöbern“. Durch den Besuch der Volksschule Lüne war er in seiner Kindheit praktisch im Kloster Lüne mit der Lüner Domäne „zu Hause“, wo er bei der Hofscheune der Domäne beim Dreschen mit der legendären rosa Dreschmaschine (heute u. a. zu besichtigen im Freilichtmuseum Kiekeberg) zugeschaut hat. Damals besuchte er mit seiner Schulkasse eine der damals noch vorhandenen einklassigen Heideschulen, in der die Jahrgänge 1 bis 8 unterrichtet wurden. Er wanderte regelmäßig über den Wilseder Berg nach Wilsede. Dort ging es natürlich auch ins „ole Huus“. Die kleinen Kirchen wie in Undeloh und Egestorf besuchte er noch heute gern. Und viele der in diesem Buch festgehaltenen Geschichten – weitererzählt von Generation zu Generation - hat er zum ersten Male von seiner Großmutter gehört. Stadt und Land gehörten auch in ihrer Welt zusammen. Aber wie gesagt: Das war nicht immer so.

Auch sie waren hier

Auch bekannte Namen sind in der Chronik des Landes zwischen Elbe und Aller verzeichnet. So vermaß Carl Friedrich Gauß die Heide unter misstrauischer Beobachtung der Heidjer. Johann Sebastian Bach verbrachte hier seine wichtigen Lehrjahre. Jahrzehnte später komponierte der in Lüneburg geborene Bäckerssohn Johann Peter Abraham Schulz „Lieder für das Volk“. Wer kennt nicht „Der Mond ist aufgegangen“ und „Ihr Kinderlein kommet“!?

Winsens berühmtester Sohn Johann Peter Eckermann schrieb Anfang des 19. Jahrhunderts Weltliteratur, vergaß dabei aber nicht, seine Kindheit in der Heide zu schildern. Und Heinrich Heine fand im verschlafenen Lüneburg eher gezwungenermaßen Ruhe und Muße zum Verfassen seiner Loreley: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten...“.

Schloss-Asyl für prominente Fürstinnen

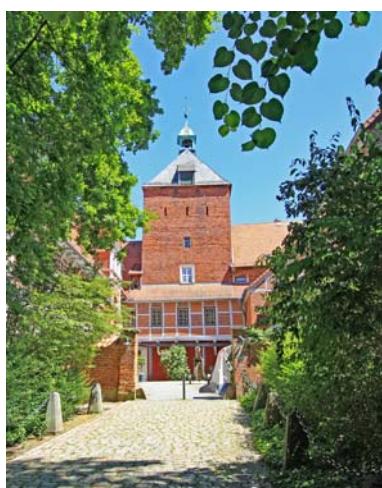
Mit dem Prunk großer Schlösser können die Schlösser im Lüneburgischen kaum mithalten. Sie wurden eher bekannt als Verbannungsorte prominenter Frauen oder als deren Witwensitze. Mit am bekanntesten ist insofern das kleine abgelegene Landschloss Ahlden in der Lüneburger Heide, in dem eine Kurprinzessin wegen einer Liebesaffäre sage und schreibe 32 Jahre bis zu ihrem Tod in strenger Verbannung

leben musste. Ihr Liebhaber war bei Nacht entführt und ermordet worden. Ein bis heute ungeklärter Kriminalfall. Unfassbar! Es ist die Zeit, in der sich niemand daran störte, dass sich Fürsten – so ihr Gemahl – in aller Öffentlichkeit mit ihren Mätressen zeigten. Hatten dagegen deren Ehefrauen einen Liebhaber, kam das einem Verbrechen gleich, für das sie büßen mussten – so geschehen nicht irgendwo in fernen Ländern, sondern „vor der Haustür“ der Lüneburger. Auch so war das hier.



Schloss Ahlden,
ein unrühmlicher Verbannungsort

Der Mutter dieser Kurprinzessin begegnen wir im Stadtschloss Lüneburg, von dem aus sie stillen Kontakt zu ihrer verbannten Tochter hielt. In das Celler Schloss wiederum zog Jahrzehnte später eine vormalige dänische Königin nach ihrer Verbannung ein – ebenfalls wegen einer Liebesaffäre, ebenfalls nach dem Tod ihres Liebhabers, der grausam hingerichtet wurde.



Schloss Winsen,
ein typischer Witwensitz

Dann gibt es die Alterssitze für verwitwete Fürstinnen; denn sie mussten ihren Hof zwangsläufig räumen und umziehen, wenn ihr Gemahl, der Fürst, gestorben war, weil der Nachfolger schnell vor der Tür stand. Solche Alterssitze waren das Schloss Winsen und das von den Lüneburgern eher ignorierte Stadtschloss am Marktplatz.

Immer wieder eine neue Obrigkeit!

Auch wenn die Lüneburger Heide über die Jahrhunderte abseits vom großen Weltgeschehen lag, so fiel doch immer wieder ein Schatten der Welt-ereignisse auf das Land. Wie in so vielen deutschen Landen hatten die Menschen nämlich auch hier häufig unter kriegerischen Auseinandersetzungen und marodierenden Haufen zu leiden. Und immer wieder mussten sie sich auch einer neuen Obrigkeit beugen. Wenn wir heute in Zevn verwundert vor dem Standbild der Christina von Schweden stehen (siehe Seite 78), werden wir daran erinnert, dass das Land hier nach dem Dreißigjährigen Krieg zu Schweden gehörte. Schweden war der große Gewinner dieses Krieges, dem damals die Herzogtümer Bremen und Verden zugeschlagen wurden. Aber die Herrschaften wechselten. So wurde die Lüneburger Heide - zunächst zum Kurfürstentum Hannover gehörig - andertthalb Jahrhunderte später in das Kaiserreich Frankreich eingegliedert. Dann gehörte es zum neuen Königreich Hannover, um schließlich von den Preußen annexiert zu werden (siehe Seite 39).



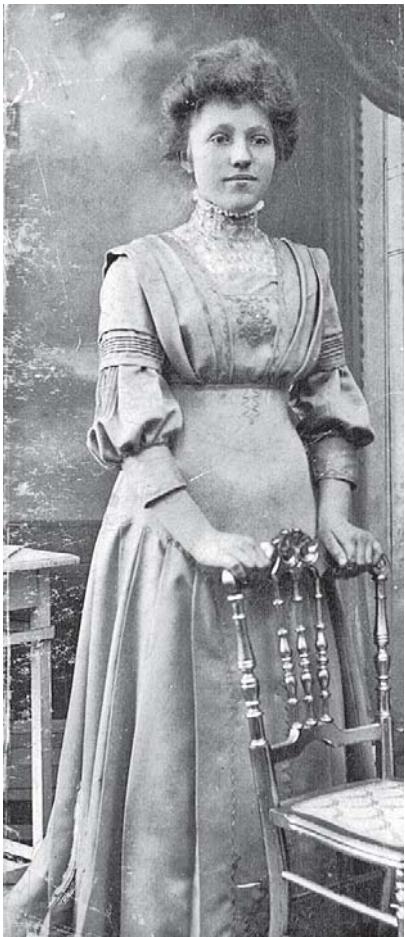
Die Obrigkeit wechselte über die Jahrhunderte immer wieder. So war Schweden einer der großen Gewinner des Dreißigjährigen Krieges. Abgebildet ist der legendäre Gustav II. Adolf.

Kein Erbarmen mit den Leuten

Kurzum: Über die Jahrhunderte zogen immer wieder „aller Herren Heere“ durch das Land. Mal gaben sie sich mit Einquartierung und Versorgung zufrieden und marschierten dann weiter. Mal legten sie vor ihrem Abzug noch alles in Brand. Da konnten die Menschen dann froh sein, überhaupt mit dem Leben davon zu kommen. Die zahlreichen Wüstungen in der Heide sind letzte Spuren von Menschen, die dann verzweifelt davon zogen (siehe 79). Ehrich Reins hat diese zahllosen Ereignisse in seinem Buch über die Weiler im Naturschutzpark Lüneburger Heide aufgelistet.²⁶

Eine der frühesten Spuren hat Karl der Große mit seiner blutigen Schwertmission in diesem Land hinterlassen. Mit seiner Erzählung „Die Rote Beeke“ hat Hermann Löns ein Stimmungsbild aus dieser Zeit gezeichnet. Und so geht es weiter: Immer wieder stoßen wir auf Spuren aus der unruhigen Reformationszeit, aus dem Dreißigjährigen Krieg und aus der Franzosenzeit. Erbarmen mit den Menschen hatten die fremden Krieger meistens nicht. Aber das gilt auch für so manchen Landesherrn. So wurde Bardowick – eine der damals bedeutendsten Städte des deutschen Nordens – von seinem eigenen Landesherrn Heinrich dem Löwen rigoros zerstört. Die Legenden vom „Bardowicker Bullen“ und der „Bardowicker Gesäßhuldigung“ wurden hier über Generationen weitererzählt und sind noch heute in Lüneburg präsent. Der Verfasser hat sie zum ersten Male in seiner Kindheit von seiner Großmutter gehört.

Geläufig ist vielen Lüneburgern auch, dass in den Befreiungskriegen Frauen bei den Aufständischen mitkämpften. Manche von ihnen stand unerkannt und unerschro-



Marie Kruse

cken in vorderster Linie. Zwei wurden sogar zu populären Heldinnen der damaligen Nationalbewegung. Für eine von ihnen komponierte Ludwig van Beethoven nach ihrem „Heldentod“ sogar einen Trauermarsch (CD-Aufnahmen des Marsches sind im Handel erhältlich). Während wir heute über die „Heldenrolle“ dieser Frauen nicht weiter nachdenken, passte das Bild der bei den Soldaten mutig kämpfenden Frauen nicht in das Rollenbild der Zeit. Damals (und auch zu anderen Zeiten) stand die Frau nur als aufopferungsvolle Soldatenbraut, Heldenmutter und hochherzige Pflegerin hoch im Kurs. Dagegen entsprachen Wehrhaftigkeit, Tapferkeit und Mut nur dem gängigen Ideal der Männlichkeit. Was wäre dieses Ideal noch wert gewesen, wenn es ebenso für die Frau gegolten hätte?! Eine verwundete Frau auf dem Schlachtfeld – eine solche Situation durfte es deshalb eigentlich gar nicht geben. Und doch gab es sie. Wir schauen uns an, wie die Gesellschaft mit diesem Rollenverstoß umging. Duldete sie in dieser voremanzipatorischen Zeit einen solchen emanzipatorischen Akt?

Viele der in diesem Buch aufgeschriebenen Geschichten hat der Verfasser zum ersten Mal von seiner Großmutter Marie Kruse gehört. Sie wurden im Lüneburgischen über Jahrhunderte von Generation zu Generation vor allem mündlich weitererzählt.

Kirchen unter Patronat der Gutsherren

Malerische kleine Kirchen gehören heute zum festen Bild der Heide. Einige von ihnen ließen Gutsherren bauen. Manchmal übernahmen sie auch das Patronat für sie und sorgten damit für den Erhalt der Kirche. Dafür erhielten sie bestimmte Rechte, - so den besonderen Sitzplatz in der Kirche, die Erwähnung im Kirchengebet und im Todesfall ein besonderes Kirchengeläut sowie ein Begräbnis in der Kirche. Kirchen mit funktionsfähigem Patronat finden wir noch heute in der Heide. Wir schauen uns auch an, wie es Graf Capellini gelang, in der protestantischen Heide eine katholische Gutskirche zu errichten. Sein Herzog hatte das dem von ihm geschätzten Grafen letztlich nur unter der Voraussetzung gestattet, dass man die Kapelle nicht gleich als Gotteshaus erkennen durfte. So fahren denn noch heute Durchreisende, die diese Geschichte nicht kennen, meistens achtlos an dieser prächtigen Kapelle vorbei.

Auch das noch

Natürlich gibt es eine Menge weiterer Geschichten der Menschen in der Lüneburger Heide. Wir greifen zum Schluss noch einige von ihnen heraus. So erinnern wir uns daran, dass wir in den 1950er Jahren auf der Fhrt von Lüneburg nach Soltau, an Konstantinopel vorbei kamen: Konstantinopel mitten in der Lüneburger Heide! Hatte das etwas mit dem international bekannten Künstler Mirza-Schaffy zu tun? Oder wir denken an die Bevenser, die sich 1842 gegen die von ihrer Landeskirche versuch-